

Zitierhinweis

Heising, Alexander: Rezension über: Alexander Reis / Peter H. Blänkle, Nida-Heddernheim im 3. Jahrhundert n. Chr. Studien zum Ende der Siedlung, Frankfurt am Main: Archäologisches Museum Frankfurt, 2010, in: Plekos. Elektronische Zeitschrift für Rezensionen und Berichte zur Erforschung der Spätantike, 13 (2011), S. 27-35, DOI: 10.21245/rec.ant.2015793624, heruntergeladen über Website



copyright

Dieser Beitrag kann vom Nutzer zu eigenen nicht-kommerziellen Zwecken heruntergeladen und/oder ausgedruckt werden. Darüber hinausgehende Nutzungen sind ohne weitere Genehmigung der Rechteinhaber nur im Rahmen der gesetzlichen Schrankenbestimmungen (§§ 44a-63a UrhG) zulässig.

Alexander Reis: Nida-Heddernheim im 3. Jahrhundert n. Chr. Studien zum Ende der Siedlung. Mit Beiträgen von Peter H. Blänkle, Erwin Hahn, Kurt W. Alt und Guido Brandt. Frankfurt: Archäologisches Museum Frankfurt 2010 (Schriften des Archäologischen Museums Frankfurt 24). 320 S., 100 T. EUR 25.00. ISBN 978-3-88270-505-8.

Das 3. Jahrhundert n. Chr. ist sowohl für Historiker als auch für Archäologen eine spannende Zeit – kontrovers diskutierte Stichworte wie „Transformationsprozesse“, „Krise oder Nichtkrise“, „Germaneneinfälle und Bürgerkriege“ oder der „Limesfall“ mögen ausreichen, das vielfältige Potential dieses historisch turbulenten Jahrhunderts für entsprechende Forschungen anzudeuten. Zu diesem reizvollen und wichtigen Forschungsfeld liegt mit der Studie von Alexander Reis über das antike NIDA (heute: Frankfurt a. M./Heddernheim) nun eine neue archäologische Arbeit vor, die sich mit dem Schicksal eines Civitas-Hauptortes in der obergermanischen Limeszone beschäftigt; ein Gebiet, das nach gängiger Vorstellung „um 260 n. Chr.“ je nach Sichtweise aufgegeben oder überrannt wurde bzw. zwischen die Fronten zweier römischer Bürgerkriegsparteien geriet, um nur die wichtigsten Theorien zum Ende des rechtsrheinischen Provinzteils aufzuzählen.

Die umfangreiche Arbeit geht auf eine 2003 abgeschlossene Dissertation am Frankfurter Graduiertenkolleg „Archäologie Analytik – Archäologie und Naturwissenschaften“ zurück, für deren Druckfassung Literatur bis Oktober 2008 berücksichtigt wurde. Das Anliegen des Autors ist es, „die letzte Siedlungsphase anhand entscheidender Befunde und Einzelfunde des 3. Jhs. zu untersuchen“ und so das Ende eines Civitas-Hauptortes im rechtsrheinischen Obergermanien – stellvertretend für andere Siedlungen – näher zu beleuchten.

Für einen solchen Forschungsansatz bietet sich NIDA als Hauptort der nördlich des Mains gelegenen *civitas Taunensium* geradezu an, liegen doch hier mit dem sogenannten Dendrophorenkeller und weiteren Kellern und Gruben mit *termini post quos* von 258/259 n. Chr. die jüngsten münzdatierten römischen Befunde aus dem gesamten Limesgebiet vor. Dementsprechend spielte NIDA schon immer eine große Rolle in der Diskussion um das Ende des obergermanischen Limesgebietes und der Zeit danach – zuletzt in der wichtigen Arbeit von Bernd Steidl zur Wetterau vom 3. bis 5. Jahrhundert.¹

Die archäologische Materialbasis für das 3. Jahrhundert ist in NIDA so umfangreich, dass eine Auswahl notwendig wurde. Aufgenommen wurden nur Befunde aus dem ummauerten Stadtgebiet (etwa 50 ha) sowie aus unmittelbar „extra muros“ liegenden Siedlungsbereichen wie z. B. den Töpfereien. Die durch Peter Fasold bearbeiteten Gräber aus NIDA wurden, bis auf eine Aus-

1 B. Steidl: Die Wetterau vom 3. bis 5. Jahrhundert n. Chr. Wiesbaden 2000 (Mat. Vor- u. Frühgesch. Hessen 22).

nahme, nicht berücksichtigt.² Weitere (meines Erachtens nicht ganz stringente) Auswahlkriterien schränken die aufgenommenen Befunde und Funde zusätzlich ein:

- Als einziger geschlossener Befundbereich wird der sog. „Hallenbau“ mit- samt allen Funden berücksichtigt. Hierbei handelt es sich um ein Bau- ensemble im Zentralbereich der Siedlung, das seit seiner Erstpublikation als Reiterkaserne der Spätzeit oder als Militärbau einer Bürgermiliz eine große Rolle in der Diskussion um die jüngste militärische Besetzung des Limesgebietes gespielt hat.
- Ansonsten werden nur diejenigen Befunde aus dem 3. Jahrhundert, deren Verfüllungen Skulpturen, Altäre oder Menschenknochen enthielten, mit ihrem gesamten Fundmaterial in Abbildung und Katalog vorlegt; dies sind acht „späte“ Brunnen.
- Darüber hinaus finden weitere 40 Befunde Berücksichtigung, deren Verfüllungen aufgrund von Münzfunden in die Zeit nach 230 n. Chr. zu datieren sind oder die späte Militaria enthielten. Das Fundmaterial aus diesen Kellern und Gruben wird in der Regel jedoch nur quantitativ bzw. ta- bellarisch erfasst; nur wenige Funde werden auch abgebildet oder näher beschrieben.
- Zusätzlich aufgenommen sind sämtliche Einzelfunde sog. limeszeitlicher (d. h. von ungefähr 160–260 n. Chr. datierter) Fibeln, Militaria und Pfer- degeschirre sowie Funde mit „germanischen Einflüssen“, z. B. Scheiben- und Armbrustfibeln oder Käämme aus Horn.

Ähnlich problematisch wie die gezielte Auswahl von besonderen Befund- und Fundgruppen, deren Repräsentativität zum Gesamtmaterial nirgendwo darge- stellt oder diskutiert wird, sind verschiedene Datierungsprämissen, die für das Fundmaterial gelten sollen, so z. B. die schon oben erwähnte limeszeitliche Da- tierung der ausgesuchten Fibeln und Militaria oder auch die der sog. Urmit- zer Ware. Hierbei handelt es sich um eine Keramikgruppe aus dem Koblenzer Becken, die erst nach dem Germaneneinfall von 233 n. Chr. in größeren Stück- zahlen in das Wetteraugebiet geliefert worden sein soll – eine Prämisse, mit der viele Autoren (der Rezensent übrigens auch!) arbeiten, die bisher aber keines- wegs als endgültig bewiesen gelten kann.

Die genannten Befunde und Funde werden in Kapitel 5 der Arbeit kata- logmäßig vorgelegt (mit Übersichtsplan der Befunde Abb. 2 auf S. 13). Die Be- fundbeschreibungen sind recht ausführlich, allerdings vermisst man – bis auf die wenigen, schematischen Brunnenschnitte und einen Übersichtsplan des „Hallen- baus“ – Abbildungen und Fotos der Befunde, die gelegentlich zum Verständnis

2 P. Fasold: Das Grab eines germanischen Offiziers aus Nida-Hedderheim (?). *Germania* 68, 1990, 601–607.

hilfreich gewesen wären. So werden z. B. anpassende Scherben aus verschiedenen Fundabschnitten von Brunnenverfüllungen zwar genannt; dies hätte aber optisch prägnanter umgesetzt werden können, wie ausnahmsweise für Brunnen Befund 14 (S. 47 Abb. 5) auch geschehen.

Wie bereits erwähnt, wurden nur in Ausnahmefällen sämtliche Fundobjekte eines Befundes in den Katalog (und damit auch in die Fundtafeln) aufgenommen. Hierzu zählen etwa die Brunnen Befunde 9, 13, 14, 17, 18, 20, 35 und 40, deren Funde in der Reihenfolge der ausgegrabenen Fundabschnitte vorgelegt sind. Für den Rest der Befunde muss man sich das aufgenommene Fundmaterial leider aus diversen Listen heraussuchen; zum raschen Auffinden und der besseren Übersicht wegen seien die betreffenden Tabellen hier genannt:

S. 175: Tab. 5: Verteilung und Anzahl reliefverzierter Terra Sigillata aus Trier von bestimmaren Töpfen

S. 176: Tab. 6: Verteilung und Anzahl reliefverzierter Terra Sigillata aus Rheinzabern

S. 178 f.: Tab. 7: Verteilung und Anzahl der Formen glatter Terra Sigillata

S. 186: Tab. 8: Töpferstempel auf glatter Sigillata

S. 187: Tab. 9: Verteilung und Anzahl der Formen engobierter Becher

S. 193: Tab. 10: Verteilung und Anzahl der Formen Urmitzer Ware

S. 194: Abb. 11: Verteilung und Anzahl der Formen von Amphoren sowie tongrundig glatt- und rauwandiger Ware ohne Urmitzer Ware

Trotz dieser vielen Tabellen bleibt unklar, nach welchen Kriterien und in welchem Anteil die Funde Eingang in die Listen fanden, wenn z. B. von den Trierer Reliefsigillaten nur die bestimmaren und einer Produktion zuzuweisenden Stücke aufgenommen wurden. Wie viele Scherben waren nicht bestimmbar? Die Listen bleiben damit intransparent und sind nicht zu überprüfen.

Natürlich enthalten die aufgenommenen Keller-, Gruben- und Brunnenverfüllungen aufgrund der umfangreichen Planierungen im 3. Jahrhundert relativ viele, ältere Funde (sog. residuales Altmaterial), das für die Auswertung keine maßgebliche Rolle spielt. Eine Aufnahme dieser Funde kann den Katalogteil quantitativ auch extrem belasten. Wie aber soll man taphonomische Prozesse beurteilen, die ja entscheidend für die Interpretation eines Befundes sein können, wenn man nicht das gesamte Fundmaterial vorlegt?

Hier hat sich der Autor der (bei einer Dissertation sicherlich notwendigen) Arbeitsökonomie wegen einer gewissen Chance beraubt. Gerade weil wir so wenige münzdatierte Komplexe aus dem 3. Jahrhundert haben, wäre eine genaue Vorlage zumindest dieser Verfüllungen im Sinne einer archäologischen Quellenedition notwendig und sinnvoll gewesen. Als Beispiel sei nur Befund 12 genannt, der über einen Antoninian des Philippus I. in die Jahre nach 244/247 n. Chr. datiert ist. Anhand der Befundbeschreibung muss man sich die Münz-, Metall-, Bein- und Ziegelfunde aus fünf (!) älteren Publikationen zum römischen NIDA zusammensuchen, wobei dem Leser dann noch immer die Keramik aus diesem

Befund fehlt, die vom Autor nur listenweise erfasst wurde. Wirklich zu beurteilen wäre der wichtige – weil für seine Zeit seltene – Komplex nur bei einer kompletten Vorlage der Funde gewesen, wie es z. B. für einige Referenzkomplexe in der Schweiz geschehen ist.³

Im Sinne einer optimalen Fundaufnahme sind dann wieder die Befunde des „Hallenbaus“ behandelt (S. 83–116 mit Taf. 40–76). Darauf folgen im Katalog die lokalisierbaren (d. h. einem Fundpunkt zuweisbaren) und die nicht mehr lokalisierbaren, aber noch NIDA zuzurechnenden Einzelfunde: Militaria, Pferdegeschirrbestandteile, Fibeln und Funde „germanischen Charakters“ (S. 116–135 mit Taf. 77–100). Hier werden auch direkt 25 Fundlisten mit Parallelen zu Militaria und Pferdegeschirrtteilen angeschlossen, die zum Teil als Ergänzung der Listen bei Markus Gschwind dienen und so sehr nützlich sind.⁴

In der anschließenden „Auswertung der Befunde“ befasst sich A. Reis vor allem mit möglichen Interpretationen der verlochten Steindenkmäler und der Menschenknochen. Die Steindenkmäler aus den Brunnen Bef. 14, 17, 20, 35 und 40 werden als Zeugnisse von Aufräumarbeiten nach der Zerstörung oder der bewussten Niederlegung privater und öffentlicher Baukomplexe gedeutet. Im Zusammenhang mit der Diskussion um die zahlreichen verlochten Kultdenkmäler und Jupitersäulen werden sämtliche in Frage kommenden Tätergruppen – einfallende Germanen, innerrömische Personenkreise während eines Bürgerkriegs oder während eines sozialen Aufstandes sowie zeitgenössische oder spätere Christen – diskutiert, wobei vom Autor nie konsequent zwischen der Zerstörung der Kultdenkmäler einerseits und der nachfolgenden Deponierung andererseits unterschieden wird; Vorgänge, die durchaus von zwei unterschiedlichen Personenkreisen ausgeführt worden sein könnten.

Auch wenn die Kultdenkmäler meist pietätlos inmitten von Müll und sogar Fäkalien verlocht wurden, hält es der Autor für möglich, dass es sich bei einigen Fällen um bewusste Deponierungen mit religiösem, kultischem Hintergrund handeln könnte. Auf diesen Aspekt ist er auch in einem eigenen Aufsatz bereits näher eingegangen.⁵ So sind manche Kultdenkmäler offensichtlich mit großer Sorgfalt „bestattet“ worden; das Paradebeispiel ist immer noch die Jupitersäule von Wiesbaden-Schierstein. Reis weist zudem mit Recht daraufhin, dass nicht alle Köpfe und Gesichter der verlochten Götterbilder abgeschlagen wurden, wie oft zu lesen ist; hier ist vielmehr mit einer gewissen Inkonsequenz zu rechnen. Gelegentlich finden sich in den Schachtverfüllungen auch konkrete

3 S. Martin-Kilcher: Die römischen Amphoren aus Augst und Kaiseraugst 1. Augst 1987 (Forsch. Augst 7), 28–48; C. Schucany u. a. (Hrsgg.): Römische Keramik in der Schweiz. Basel 1999 (Veröffentl. Schweiz. Ges. Ur- u. Frühgesch. 31).

4 M. Gschwind: Pferdegeschirrbeschläge der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts aus Abusina/Eining. Saalbuch-Jahrb. 49, 1998, 112–138.

5 A. Reis: Eine Brunnenverfüllung des 3. Jahrhunderts n. Chr. aus Obernburg am Main. Bayer. Vorgeschbl. 73, 2008, 87–101.

Anzeichen auf rituelle Handlungen wie z. B. die allfälligen Hirschgeweihe⁶ oder bewusste Deponierungen, wie im Fall des Nidenser Brunnens Befund 18 mit sechs intakten Tongefäßen und einer Matronenterrakotte (Taf. 30). Auch wenn es nicht explizit ausgesprochen wird, bezweifelt der Autor eine monokausale Erklärung für dieses sehr vielgestaltige Phänomen.⁷

In eine ähnliche Richtung führt auch die Diskussion um die verlochten menschlichen Knochenreste; ein Kapitel, das man parallel zu dem sehr informativen anthropologischen Anhang aus der Feder von Peter H. Blänkle, Erwin Hahn, Kurt W. Alt und Guido Brandt lesen sollte (S. 277–308). Die meisten derartigen Funde – oft handelt es sich um einzelne Schädel oder Schädelteile – stammen aus Altgrabungen und können deshalb nur schwer beurteilt werden. Insgesamt liegen aus den Befunden 3, 5, 9 und 40 die Überreste eines Kindes und wahrscheinlich einer Frau sowie zweier oder dreier spätmaturer und maturer Männer vor. Bis auf eine Ausnahme sind die Schädeltraumata durch Gewalt entstanden, deren Ursache jedoch vielfältig sein kann: In Frage kommen kriegerische Auseinandersetzungen, Hinrichtungen, Opferungen, Unfälle und Mordverbrechen. Schon der Zeitpunkt, an dem die Verletzungen beigebracht wurden, also kurz vor oder erst nach dem Tod, ist in keinem Fall sicher zu eruieren. Sogar ein postmortaler Schädelkult ist nicht gänzlich auszuschließen. Ein Glücksfall ist nun der 1993 ausgegrabene Brunnen Befund 35, bei dem es mit modernsten Methoden gelang, das Schicksal dreier dort niedergelegter Individuen zumindest zu einem Teil aufzuklären. Es handelt sich um eine (per DNA-Analyse nachgewiesene) Familie, bestehend aus einem 15–21 Jahre alten Paar und einer 2–3 Jahre alten Tochter. Die beiden Erwachsenen gehörten einer germanischen Volksgruppe an und waren starker körperlicher Belastung ausgesetzt, was auf eine Zugehörigkeit zu einer unteren sozialen Schicht hindeutet. Vielleicht waren sie Diener oder Sklaven in römischen Diensten. Die beiden Erwachsenen wurden durch Schläge auf Gesicht und Stirn regelrecht hingerichtet; bei dem Kind kann man dies nur vermuten. Direkt nach dem Tod wurden die Leichname mit zahlreichen Küchenabfällen in den Brunnenschacht entsorgt. Der Befund erinnert stark an entsprechende Entdeckungen in Regensburg-Harting und anderen Orten. Nun handelt es sich hier aber nicht

6 A. Heising: Hirschkult in Kelsterbach. Das römische Gebäude „Auf der Steinmauer“ und die Interpretation möglicher Kultpraktiken in der Provinz Germania Superior. Kelsterbach 2008; Ders.: Deponierung mit Hirschgeweih in einem römischen Gebäude bei Kelsterbach, Kreis Groß-Gerau. Fallbeispiel einer Clausura zur Zeit des Limesfalls? In: G. Lindström/A. Schäfer/M. Witteyer (Hrsgg.): Rituelle Deponierungen in Heiligtümern der hellenistisch-römischen Welt. Tagung vom 28. 4 bis 30. 4. 2008 in Mainz (Mainz in Druck), 157–174.

7 Zu diesem Themenkomplex auch: M. Zimmermann: Auffassung von Heiligtümern und Umgang mit Votivdenkmälern im rechtsrheinischen Obergermanien während des 3. Jahrhunderts n. Chr. Unpubl. Magisterhausarbeit. Freiburg 2010.

um Angehörige der romanischen Bevölkerung, die von überfallenden Germanen hingemetzelt wurden; vielmehr waren die Opfer selbst germanischer Herkunft und an Schmuck (Perle Kat. 35, 111) und Trachtaccessoires (Toilettenbesteck Kat. 35, 152 f.) auch als solche erkennbar. Wie ist ein solcher Befund zu bewerten? Haben einfallende Germanen die Provinzbevölkerung ohne Unterschied niedergemacht? Oder lag hier eine bürgerkriegsähnliche Situation vor, in der die vorher eher unbedeutende ethnische Zugehörigkeit plötzlich entscheidend wurde wie z. B. im Balkankrieg der 1990er Jahre? Der archäologisch-anthropologische Befund ist zwar recht klar, die Interpretationsmöglichkeiten bleiben aber weiterhin sehr groß.

Das folgende Kapitel widmet sich dem „Hallenbau“, dessen Ansprache als militärischer Kasernenbau/Reiterkaserne schon früh in die Kritik geraten ist. Bereits Wilhelm Schleiermacher ging in einem Aufsatz von 1943/50 davon aus, dass es sich um reguläre Streifenhäuser handelte, in die erst spät Militär einquartiert worden sei. Aufgrund der hohen Zahl an Militaria, darunter mehrerer Helme, spielte das militärische Element aber immer eine große Rolle, bis hin zu einer Interpretation als „Waffenkammer“ o. ä. Nun kann Reis durch gründliches Aktenstudium nachweisen, dass überhaupt nur ein Helm (zudem nur als Altmetall) und eine Lanzenspitze sicher aus dem „Hallenbau“ stammen. Eine besondere Konzentration von Militaria ist also nicht mehr gegeben, und damit steht nichts mehr im Wege, den „Hallenbau“ als das zu identifizieren, was er in Wirklichkeit war: Es handelt sich um vier normale Streifenhäuser mit ausgeprägten Fundamenten der gemeinsamen Längswände.

Viel Arbeit hat der Autor auch in die Auswertung der Keramik und der Metallfunde investiert. Recht ausführlich geht er u. a. auf die glatten Sigillaten ein; hier gewinnt man einen guten Überblick über den reduzierten und stark standardisierten Formenbestand, der im 3. Jahrhundert noch gebräuchlich war. Für das Spektrum der Terra Nigra oder der tongrundig glatt- und rauwandige Waren kann er auf Typlisten früherer NIDA-Publikationen zurückgreifen. Neben der Urmitzer Ware, deren Datierung bereits oben angesprochen wurde, sind ferner die Vorläufer der sog. braunen Nigra der Mainzer Gruppe hervorzuheben; die jüngste Warenart, die in NIDA überhaupt nachzuweisen ist.⁸

Auffälligerweise findet sich bis auf eine einzige Randscherbe keinerlei germanische Keramik. Für Reis kann dies „mit einer weitgehenden Übernahme des vorhandenen Geschirrbestands durch die in NIDA ansässige germanische Bevölkerung erklärt werden, denn andere germanische Funde, etwa Fibeln oder Käämme, sind gut vertreten“. Offenbar haben wir es in NIDA entweder mit „romanisierteren“ oder sozial höhergestellten Germanen zu tun als in einigen Limeskastellorten wie z. B. am Zugmantel, wo sich die germanische Bevölkerung gerade durch ihre reichhaltig gefundene Keramik zu erkennen gibt.

8 Zur Genese der Warenart vgl. auch A. Heising: *Figlinae Mogontiacenses – Die römischen Töpfereien von Mainz*. Remshalden 2007, 130–133 (Warengruppe 8).

Der umfangreichste Abschnitt der Fundanalyse ist den Militaria und dem Pferdegeschirr gewidmet. Soweit kartierbar, streuen die Funde beider Gruppen gleichmäßig über das Stadtgebiet (211 Abb. 29; 247 Abb. 33). Eine Kasernierung von regulären Militäreinheiten oder, wie immer wieder postuliert wird, von mobilen Reitereinheiten im Stadtgebiet ist daran jedenfalls nicht abzulesen. Dies unterstreichen auch die Baubefunde, bei denen eindeutige „Militärgrundrisse“ in der späten Stadt fehlen. Es ist zu fragen, inwieweit die Waffen und Gürtelbeschläge sowie das Pferdegeschirr überhaupt zwingend von Militärangehörigen benutzt worden sein müssen. Der Verfasser kann anhand zahlreicher Parallelen nachweisen, dass für die Masse der Pferdegeschirrbeschläge, aber auch für manche Gürtelteile (z. B. Ringschnallen-Cingula, Beschläge in Lanzenform) von einem Gebrauch auch bei Zivilisten auszugehen ist. Seine sehr kenntnisreichen Ausführungen belegen, dass selbst bei den sog. „Militaria“ eindeutige Aussagen zur Frage der rein militärischen Nutzung oft nicht möglich sind. Zudem sind meist etwas weitere Datierungsspannen für die einzelnen Stücke anzusetzen, als dies bisher der Fall ist. Auch der Recycling-Aspekt solcher Objekte ist nicht zu unterschätzen: So können Militaria etwa zu privatem Gebrauch umgearbeitet oder Lanzenspitzen zu Werkzeugen umgeschmiedet werden.

Daraus ergeben sich zahlreiche, auch bereits von anderer Seite⁹ einschlägig diskutierte Erklärungsmöglichkeiten für das Auftreten dieser Stücke innerhalb eines Civitas-Hauptortes, ohne dass man im Einzelfall entscheiden könnte, welcher Möglichkeit der Vorzug zu geben ist: Veteranenbesitz, zivile Jagdwaffen, Waffen für Bürgermilizen (*populares*), Waffen zur privaten Absicherung gegen innere und äußere Gefahren, Aufenthalt von Militärs im Verwaltungszentrum für polizeiliche Aufgaben etc.

Das etwas unvermittelt anschließende – und auch weitgehend isolierte – Unterkapitel 8.13.4 zu den metallurgischen Elementzusammensetzungen der Militaria und der Pferdegeschirrbeschläge ist ganz offenbar dem Umstand geschuldet, dass die Arbeit im Rahmen des Graduiertenkollegs „Archäologische Analytik“ entstanden ist. 67 der 160 katalogisierten Stücke aus NIDA wurden beprobt, außerdem waren Vergleiche mit örtlichen Militaria des 1. Jahrhunderts sowie mehreren gussgleichen Stücken der mittelkaiserzeitlichen Limeskastelle Saalburg, Feldberg, Zugmantel und Niederbieber möglich. Die Pferdegeschirrbeschläge bestanden fast ausschließlich aus Messing; die Militaria hingegen aus Kupferlegierungen mit hohen Anteilen an Blei und Zinn, wobei viele Stücke zudem einen korrosionsbeständigen Weißmetallüberzug aufwiesen. Im diachronen Vergleich fällt auf, dass die Anteile an Spurenelementen durchweg höher sind als bei Objekten des 1. Jahrhunderts, so dass offenbar zunehmend Fremdmaterial recycelt wurde.

9 S. F. Pfahl/M. Reuter: Waffen aus römischen Einzelsiedlungen rechts des Rheins. *Germania* 74, 1996, 119–167.

Was kann man nun zur Siedlungsgeschichte des römischen NIDA ab dem zweiten Drittel des 3. Jahrhunderts konkret aussagen? Weder für den in der römischen Literatur toposhaft überhöhten Germanen-Einfall des Jahres 233 n. Chr. noch für den „Limesfall“ um 260 n. Chr. lassen sich sichere Zerstörungshorizonte nachweisen. Allerdings sind für das zweite Drittel des 3. Jahrhunderts zumindest in den zentralen *platea praetoria* umfangreiche Planierungsarbeiten belegt, nachdem einige Parzellen offenbar nicht mehr bewohnt wurden. Andere Erscheinungsformen dieser Zeit deutet Reis eher als ein Zeichen von Stabilität, so die (sonst nicht weiter angesprochenen) Bestattungen in Steinkisten und Sarkophagen, die einen „gewissen Wohlstand nach 233“ belegen sollen, oder der Bau eines (nur cursorisch behandelten) wohl öffentlichen Großbaus L am nördlichen Rand des Forums um die Mitte des 3. Jahrhunderts. Die Inschriften von Nidenser Dekurionen in Mainz, die immer wieder als Indiz einer Absatzbewegung der lokalen Elite während einer krisenhaften Situation angeführt werden, sieht der Verfasser als ein Zeichen wirtschaftlicher Prosperität dieser Bevölkerungsschicht, der die Provinzhauptstadt den idealen Rahmen für Munifizienz und Selbstdarstellung bot. Selbst den seiner Meinung nach späten Stadtmauerbau nach 233 will Reis eher mit städtischem Selbstbewusstsein als mit Notmaßnahmen und einer möglichen Krisensituation verbinden.¹⁰

Dass sich dieses Bild einer (scheinbar ungetrübten) Stabilität so ganz anders darstellt als in den zeitgleichen, stark in Mitleidenschaft gezogenen Limesgebieten nur wenige Kilometer weiter, ist ein typisches Kennzeichen des 3. Jahrhunderts, wo einzelne Regionen sogar von der Not anderer Gebiete profitieren: Neben Stagnation und Rückgang stehen gleichzeitig anderenorts Prosperität und sogar wirtschaftliches Aufblühen.¹¹ Ganz offensichtlich gewinnt in der Spätzeit der Civitas-Hauptort NIDA als Rückzugsgebiet und befestigter Standort gegenüber dem Umland an Bedeutung.

10 Das vermutete Baudatum nach 233 n. Chr. findet sich in dem auf S. 21 zitierten Text von Carsten Wenzel über die Stadtbefestigung von Nida-Heddernheim noch nicht (dort S. 76: „als die germanischen Überfälle in den 30er Jahren des 3. Jhs. zunehmend eine ernsthafte Gefahr für die Sicherheit des Grenzlandes darstellten, bestanden die Mauern schon seit einigen Jahren“). Hier ist wohl unbewusst eine jüngere Diskussion um Sebastian Gairhos und Egon Schallmayer eingeflossen, die den späten Datierungsansatz von Rottenburg und Dieburg auch auf NIDA übertragen haben. Vgl. S. Gairhos: Stadtmauer und Tempelbezirk von SVME-LOCENNA. Die Ausgrabungen 1995–99 in Rottenburg am Neckar, Flur „Am Burggraben“. Stuttgart 2008 (Forsch. u. Ber. Vor- u. Frühgesch. Baden-Württemberg 104), 111 f.; E. Schallmayer: Ausgrabungen an der Stadtmauer des römischen Civitas-Hauptorts MED(—)/Dieburg. *HessenArchäologie* 2007, 97–102.

11 Zit. nach A. Heising: Die römische Stadtmauer von Mogontiacum – Mainz. Archäologische, historische und numismatische Aspekte zum 3. und 4. Jahrhundert n. Chr. Bonn 2008, 140 f.

Wohl auch deshalb kommt es nach 260 n. Chr. noch nicht schlagartig zum Ende der Siedlung. Eine direkte Zerstörung lässt sich aufgrund der fehlenden Brandschichten nicht nachweisen, allerdings fehlen die entscheidenden jüngsten oberen Schichten weitgehend. Sicher ist jedenfalls, dass es im gesamten Stadtgebiet zu erheblichen Planierungen zerstörter Gebäude und dem Auffüllen von Brunnen und Gruben mit Schutt kam; zum Teil mit klaren Befunden einer religiösen Bannung. Diese aufgrund der jüngsten Münzen nach 258/259 datierten Vorgänge zeugen laut Reis „vielleicht von offiziell angeordneten Aufräumaktionen vor dem endgültigen Auflassen der Siedlung“. Ausgeführt wurden sie seiner Meinung nach durch die noch verbliebene Bevölkerung, zu der teilweise schon Germanen gehörten; möglicherweise sollen aber auch extra für diese Arbeiten abkommandierte Truppenteile daran beteiligt gewesen sein. Insgesamt schließt sich der Autor der Meinung von B. Steidl an, nach der die großen Siedlungen rechts des Rheins nur allmählich und erst in den 270er Jahren aufgegeben worden sein sollen. Als Träger einer Platz- und/oder Ruinenkontinuität über die römische Siedlungstätigkeit hinaus können germanische Individuen und Gruppen gelten, die bereits vor 260 n. Chr. in die provinzialrömische Bevölkerung integriert waren und zusammen mit eventuellen Neuankömmlingen weitersiedelten.

Die wichtige Studie von Reis zum Ende der Siedlung NIDA-Heddernheim behandelt ein äußerst komplexes, stark diskutiertes, je nach Standpunkt auch heiß umstrittenes Thema mit vielen Facetten. Vielleicht auch deshalb spricht der Autor bei manchen übergeordneten Fragen die ganze Bandbreite von diskutierten Möglichkeiten an, ohne sich selbst allzu sehr festzulegen. Das mag für den einen oder anderen Leser unbefriedigend sein, ist aber ehrlich und entspricht nach Meinung des Rezensenten auch eher dem aktuellen Forschungsstand. Monokausale Erklärungen für historische Phänomene und archäologische Befunde gibt es ohnehin nicht. Bei vielen der angerissenen Fragen kann nur eine genaue, detaillierte Befundauswertung weiterhelfen, die bei den meist alt gegrabenen Befunden in NIDA jedoch nicht mehr durchzuführen war. Hier sind zukünftige Ausgräber gefordert.

Alexander Heising, Freiburg
alexander.heising@archaeologie.uni-freiburg.de